

CAY RADEMACHER TÖDLICHE CAMARGUE

Ein Provence-Krimi mit Capitaine Roger Blanc



e BOOK DUMONT

Ein *mas* in der Camargue

»Lass dir mit dem Verdursten noch etwas Zeit«, murmelte Blanc, während er aufstand. »Da vorne liegt etwas im Dreck.«

»*Putain*«, entfuhr es Marius.

Blanc eilte bis zum geöffneten Gattertor und klaubte direkt unter dem Flügel ein fingerlanges Stück schwarzen Leders aus dem Staub. Ein Ende war ausgefranst, am anderen hing ein Dorn aus Metall – jener Dorn, der die Sonne reflektiert hatte.

»Sieht aus wie der Teil einer Schnalle«, warf Ronchard ein, der neugierig näher gekommen war.

»Von einer Armbanduhr«, behauptete Blanc.

»Oder es war Teil einer Tasche. Meine Tochter hat Handtaschen, die eigentlich nur noch aus Bändern und Schnallen bestehen.«

»Trägt sie die auch in der Camargue spazieren?«

Ronchard schwieg.

Blanc lächelte. »Ein Armband«, wiederholte er für sich. Es gab einmal eine Phase in seinem Leben, da hatte er die Muße und die Kraft für ein Hobby gefunden: die Kinder nicht mehr klein, aber auch noch nicht groß, seine Ehe in so sicheren Bahnen, dass er dachte, erst der Tod würde sie scheiden, das Appartement in Paris beruhigend weit abbezahlt. Da begann er in seiner kargen Freizeit, sich für mechanische Geräte zu interessieren. Ihn hatte einfach irgendwann die alte Kunstfertigkeit fasziniert, komplizierteste Apparate nur mittels Federn und Zahnrädern so zu bauen, dass sie ohne Batterien und Ladegeräte und tausend Kabel funktionierten. Er hatte vom Überstundengeld einiger Nachtschichten eine alte Leicaflex SL erstanden und Schwarz-Weiß-Fotos vom Eiffelturm gemacht. Die Abzüge hatte er selbst entwickelt, ein Kollege von der Spurensicherung hatte ihm seine private Fotolaborausrüstung geschenkt. Ein geschiedener Kollege mit älteren Kindern – es hätte ihm eine Warnung sein sollen. Die alte Kamera und die Laborgeräte mussten irgendwo in dem Kram vergraben sein, den er nach der Trennung von Geneviève in sein Auto gestopft und gen Süden transportiert hatte.

Blanc hatte sich auf den Trödelmärkten auch nach Armbanduhren umgesehen. Heuer, Rolex, Jaeger-LeCoultre – die Schweizer Manufakturen waren ihm so geläufig geworden wie anderen die Namen von Bars. Er hatte Sammlerzeitschriften gekauft und auch das eine oder andere Buch. Aber er hatte nie eine Uhr erstanden. Was hätten die Kollegen gedacht, wenn ausgerechnet ein Korruptionsermittler eines Tages mit einer Omega Speedmaster am Handgelenk zur Arbeit erschienen wäre?

Auch wenn deshalb sein Wissen über Chronometer nur theoretischer Natur war, so war er sich doch sicher, in dem staubbedeckten Fragment den Rest einer Uhrenarmbandschnalle

zu erkennen. Blanc deutete auf das Gatter. »Jemand hebt den eisernen Hebel am Tor an. Der Unbekannte weiß, wie gefährlich der Kampfstier ist. Er beeilt sich, er ist hektisch, er passt nicht auf. Er zerreißt das Armband seiner Uhr am Hebel. Er hebt die Uhr auf, aber lässt einen Teil der Schnalle zurück, denn er hat keine Zeit mehr, sich darum zu kümmern. Schon kommt der Stier näher. Und auf der Straße fhrt Cohen heran. Der Unbekannte springt in seinen Wagen und rast mit durchdrehenden Reifen davon. Eine Sekunde später stürmt das Tier von der Weide und nimmt den überraschten Radfahrer auf die Hörner. Noch ein paar Augenblicke später fhrt der Elektriker Girel zufällig vorbei. Er sieht nur noch eine Leiche, einen Stier – und ein helles Auto am Horizont. So könnte es gewesen sein, es würde alles passen. Die Frage ist: Hat der Unbekannte den Stier aus schierer Bosheit freigelassen, und es ist bloß ein tragischer Zufall gewesen, dass das Tier ausgerechnet Cohen erwischt hat? Oder wollte jemand den Journalisten gezielt treffen und hat gewartet, bis er herangefahren war? War es also ein schrecklicher Unfall? Oder war es ein perfider Mord?«

»Es war Bullenscheie«, kommentierte Tonon mürrisch. Schweiß glänzte auf seiner Stirn, seine Hände zitterten leicht. »Mag sein, dass irgendein *connard* das Gatter absichtlich geöffnet hat. Aber das macht dieses Schlachtfest hier noch lange nicht zu einem Mordanschlag. Ein dmlicher Unfall war das, so oder so, Akte zu, fertig.«

Ronchard sah aus, als wolle er Tonon zustimmen, besann sich aber im letzten Moment, dass Blanc den höheren Rang hatte, und schwieg. Blanc blickte sich zu Fontaine Thezan um, die längst ihr Formular ausgefllt hatte und in ihren Jeep gestiegen war, aber den Wortwechseln vom Fahrersitz aus interessiert gelauscht hatte. Die Sonne spiegelte sich in ihrer extravaganten Brille und erlaubte Blanc nicht, ihre Züge zu deuten. »Was denken Sie, Madame?«, fragte er.

»Ich habe selten eine Theorie gehört, die so weit hergeholt ist wie Ihre, *mon Capitaine*. Sie sollten sie unbedingt weiter verfolgen.«

Blanc kannte die Gerichtsmedizinerin nicht gut genug, um einzuschätzen, ob sie ihn verspottete oder ermutigte. »Schön, dass wir wie immer einer Meinung sind«, erwiderte er säuerlich.

Er war plötzlich müde und spürte wieder das Ziehen des Sonnenbrands auf seinen Schultern. Er hatte das Gefühl, die Sache alleine durchkämpfen zu müssen. »Ronchard«, rief er, »sichern Sie mit Ihren Leuten die Unfallstelle, bis der Leichenwagen da ist.«

»Und der Viehtransporter«, brummte Marius.

»Wir fahren nach Gadet zurück.«

Marius' Züge entspannten sich, er fingerte sein uraltes Handy aus der Hosentasche. »Ich reserviere uns bei ›*Le Soleil*‹ den Tisch unter den Platanen.«

»Du kannst mir auch einen Platz auf Commandant Nkoulous Warteliste reservieren. Ich will mit ihm über diesen Fall sprechen.«

»Das ist kein Fall, *merde!*«

Eine Stunde später stand Blanc vor Nkoulous Schreibtisch. Die Sonne schien noch immer an der gleichen Himmelsstelle festgeklebt zu sein, als wäre selbst sie zu erschöpft, um sich noch zu bewegen. Der Commandant hatte einen weißen Dyson-Ventilator auf den Boden gestellt, der aussah wie eine riesige Stimmgabel. Blanc kannte keinen anderen Gendarmen, der sich von seinem Gehalt Designer-Geräte anschaffte, um sie sich ins Büro zu stellen. Er hatte seinem Vorgesetzten alle Fakten des Vorfalls dargelegt – und auch seine Theorie dazu.

Nkoulou schwieg lange. »Nach allem, was wir bis jetzt haben, müssen wir von einem Unfall ausgehen«, meinte er schließlich kühl.

»Es handelt sich auf jeden Fall um Fremdverschulden. Jemand hat das Gatter geöffnet.«

»Selbst das ist bislang nur eine Theorie.«

»Das wäre doch ein absurder Zufall: Ein Kampfstier stand seit mindestens einem Jahr auf der Weide. Der Züchter Férréol war noch vor zwei Tagen dort. Wenn irgendetwas an der Umzäunung beschädigt gewesen wäre, dann wäre es ihm aufgefallen und er hätte aus purem Eigennutz sofort etwas unternommen. Das Tier war eine Geldanlage auf vier Beinen, Férréol hätte das Gatter augenblicklich repariert. Obwohl es also noch zwei Tage zuvor in einem offenbar tadellosen Zustand war, geht es heute auf. Und das ausgerechnet genau in jenem Augenblick, als ein bekannter Pariser Journalist auf dem Fahrrad vorbeifährt. Das wäre schon ein sehr ungewöhnlicher Zufall.«

»Ihrer Ansicht nach hat also jemand einen Mordanschlag auf Cohen verübt? Ein Attentat mithilfe eines unberechenbaren Kampfstiers, durchgeführt am helllichten Tag, mitten in einer platten Landschaft, über die man kilometerweit blicken kann? Verzeihen Sie, *mon Capitaine*, aber das klingt nicht weniger absurd als die These vom zufälligen Unfall.«

»Die flirrende Luft schränkt die Sicht ein. Und das Tier war nicht unberechenbar. Ich habe einen Zeugen, der aussagt, dass dieser Bulle aggressiv und perfekt trainiert war.«

»Dieser Zeuge ist Elektriker, kein Tierarzt.«

»Das beweist nur, dass jeder, der sich in der Camargue auskennt, von der Gefährlichkeit der Stiere weiß.«

Nkoulou schloss die Augen. »Wir in Gadet gehören zu einer von acht Brigaden in der Region. Neuntausend Quadratkilometer Terrain, hundertzwanzigtausend Bürger und bloß hundertvierundsiebzig Gendarmen. Von denen die Hälfte in Urlaub ist.«

»Da draußen herrscht momentan nicht gerade Bürgerkrieg.«

Sein Vorgesetzter öffnete die Augen wieder, echte Neugier im Blick. »Wollen Sie in diesem Riesensumpf die Tür jeder *cabane* eintreten und die Leute nach ihren Alibis fragen? Wollen Sie ernsthaft herumgehen und jemanden, irgendjemanden, fragen, ob er einen Kampfstier freigelassen hat, damit der einen Fahrradfahrer entleibt? Wenn ein Journalist erfahren sollte, dass wir damit unsere Zeit ...«

»Ich habe sonst wenig zu tun. Lassen Sie mich doch einfach ein paar Tage in der Camargue herumwühlen. Ich werde diskret sein. Sehen Sie es als eine Art

Beschäftigungsprogramm, bis die Kriminellen aus dem Sommerurlaub zurückkommen und Sie mir andere Fälle geben müssen.«

»Das ist hier kein Feriencamp.«

»Was soll ich sonst tun?«

Nkoulou starrte ihn an. Blanc wusste, dass ihn sein ehrgeiziger Vorgesetzter nicht schätzte: Blanc war der Beamte, dessen mieser Ruf Nkoulous makellose Karriere beflecken könnte. Er ahnte, was hinter dessen faltenfreier Stirn vor sich ging: Wenn er Blanc auf den Fall des toten Prominenten ansetzte, könnte es Ärger geben. Andererseits wäre Blanc auf Tage, wenn nicht Wochen hinaus mit diesem obskuren Tod beschäftigt und könnte damit nicht auf andere, möglicherweise noch sensiblere Fälle angesetzt werden.

»Klemmen Sie sich dahinter«, ordnete Nkoulou schließlich an. »Aber tauchen Sie auf keinem Radarschirm auf. Ich werde der Presse sagen, dass wir ›die Umstände des tragischen Todes untersuchen‹. So glaubt jeder, dass es ein Unfall war, auch wenn ich das nicht ausdrücklich behauptete. Sollten Sie jedoch nicht dorthin und irgendjemand titelt daraufhin: ›Stiermord an Pariser Prominentem‹, dann habe ich eine Horde hysterischer Hauptstadtjournalisten auf der Station. Ich habe hysterische Tierschützer hier. Und hysterische Bürgermeister, die fürchten, man könnte die Stierkämpfe in ihren Städten verbieten. Und am Ende einen hysterischen Staatssekretär, der mich fragt, was wir uns zum Teufel dabei gedacht haben.«

»Könnte voll werden, hier auf der Station.«

»Ich werde alle Hysteriker in Ihr Büro stecken. Das wäre dann nämlich frei.«

Als Blanc in sein Büro zurückkehrte, war der Platz gegenüber unbesetzt. Tonons Computer war heruntergefahren. Er zuckte mit den Achseln und wollte sich an die Arbeit machen, als die Tür aufging und eine junge, sportliche Frau eintrat: Sous-Lieutenant Fabienne Souillard. Sie hatte ihre langen, braunen Haare hochgesteckt, um den Nacken in der Hitze frei zu haben, und trug Jeans und ein feuerrotes T-Shirt mit dem Aufdruck »Ducati«. Ihre Motorradmarke, erinnerte sich Blanc und küsste sie auf die Wangen.

»Hast du Marius alkoholfreies Bier angeboten?«, scherzte sie. »Der ist hier hinausgerauscht wie ein wütender Kampfstier.«

»Du hast also schon davon gehört?«

»Ein schwarzes Hörnermonster als Mordwaffe. Auf so einen schrägen Verdacht kann auch nur ein Pariser Flic kommen.«

»Ein ehemaliger Pariser Flic. Woher weißt du davon?«

»Ich habe Nkoulous Apple angezapft«, erwiderte Fabienne leichthin. Sie war die beste Computerexpertin der Station, und Blanc war einen Moment lang versucht, ihr zu glauben. »Marius hat so laut geflucht, dass man die Geschichte bis Salon gehört haben muss«, klärte sie ihn schließlich auf.

»Seine Version der Geschichte.«

»Wie lautet deine?«

Blanc mochte seine Kollegin. Fabienne lebte mit ihrer Freundin im *Pacs* zusammen, einer eingetragenen Lebenspartnerschaft. Sie machte kein Hehl daraus und Tod dem Flic, der eine dumme Bemerkung darüber machte. Sie fuhr Motorrad wie eine Wahnsinnige, sie hackte so schnell auf eine Computertastatur ein, dass ihm vom Zusehen schwindelig wurde. Sie kannte Mode und Musik und Filme. Sie schwärmte von Drinks, von denen er nicht einmal ahnte, ob sie Alkohol enthielten oder asiatische Teesorten. Sie war all das, was er als junger Flic auch hätte sein sollen, statt sich bis in die Wochenendnächte hinein in die Waden korrupter Politiker zu verbeißen. Er rückte ihr Marius' Stuhl zurecht, bot ihr Platz an. »Ich gebe zu, dass meine Theorie bescheuert klingt«, begann er. »Und ich brauche jemanden, der mir trotzdem hilft.«

»Gut, dass du mich hast, *mon Capitaine*«, erwiderte sie.

Nachdem Blanc ihr erzählt hatte, was er wusste, griff Fabienne sich Marius' Telefon und rief die Pariser Polizei an, um sich nach Cohens Adresse und nach Verwandten zu erkundigen. Blanc suchte sich derweil im Netz die Nummer des Verlags heraus und ließ sich zur Redaktion von *L'Événement* durchstellen. Noch ahnte dort niemand etwas vom Tod des Journalisten. Er bekam einen Mann an den Apparat, der sich als Pierre DuPont vorstellte. Er klang jung und erschöpft. Die Hitzewelle musste auch die Hauptstadt ausdörren, vermutete Blanc. Für einen winzigen Augenblick bedauerte er es einmal nicht, versetzt worden zu sein. Er nannte seinen Namen, verschwieg aber seinen Rang. Sobald er sich Journalisten gegenüber als Flic zu erkennen gäbe, würden sie das Gespräch aufzeichnen. »Ich möchte den Vorgesetzten von Monsieur Albert Cohen sprechen.«

»AC hat keinen Vorgesetzten.«

»AC?« Blanc brauchte einen Moment, bis er verstanden hatte. DuPont hatte die Initialen wie »assez« ausgesprochen, »es ist genug.«

»Dann geben Sie mir denjenigen, der eng mit Monsieur Cohen zusammengearbeitet hat«, verlangte Blanc.

»Die letzte Praktikantin, die er gevögelt hat, ist schon vor einem Jahr gegangen.« DuPont lachte mit der müden Resignation von jemandem, der längst weiß, dass nie jemand mitlachen wird. Blanc kam sich vor wie ein Akteur in einem Theaterstück von Beckett.

»Irgendjemand muss doch mit ihm zu tun haben.«

»Ich stelle Sie zu Jean-Claude Novoly durch. Der kümmert sich um die Reportageseiten, solange der Chefredakteur im Urlaub ist.«

Die nächste Stimme, die Blanc hörte, klang wie von hunderttausend Gitanes gegerbt. »Wenn Sie AC für eine Geschichte interessieren wollen, dann rufen Sie in zwei Monaten wieder an. Dann wird er von seiner Recherche zurück sein.«

»Er wird nicht zurückkommen.« Nun erst stellte Blanc sich mit seinem Rang vor und meinte, sofort darauf ein Klicken in der Leitung zu hören. Er berichtete vom Unfall,